

„Ja, wenn Sie es nur noch in der Hand hätten,“ entgegnete der Graf. „Was Deutschland durch diese Verstümmelung Frankreichs effektiv gewinnt, ist der Besitz der beiden starken Festungen Metz und Straßburg und damit der Verschluß der bisherigen französischen Ausfallspforte. Die Mehrzahl der Bewohner jener Länder sind nicht nur gute Franzosen, was sie zunächst bleiben werden, sondern auch eifrige Katholiken, was sie hoffentlich nie aufhören werden zu sein. Es fehlt nicht mehr viel, daß die Zahl der Evangelischen und Katholischen in Deutschland balanziert, und was etwa noch an der Zahl fehlt, wird eine geschickte Taktik ersetzen. Der äußere Zuwachs wird noch für längere Zeit eine innere Schwächung sein. Bewilligen Sie dem Bismarck alles, wenn er überhaupt noch mit den Napoleoniden verhandeln will und nicht die Dynastie bereits als wurzellos betrachtet. Doch heißt es hier, wenn irgendwo: „wer will, der geht, wer nicht will, der schießt.“ „Ich werde also gehen,“ sagte die Kaiserin, „wenn mir anders freies Geleit gewährt wird.“

Es war nicht lange nach diesen Tagen, daß in Versailles eine Dame auftauchte, deren Name und Persönlichkeit vor jedermann geheim gehalten wurde, und die daselbst in dem Hause, wo man ihr Wohnung angewiesen hatte, jede Berührung vermied. Man sagte, daß selbige mit dem deutschen Kanzler zweimal längere Zeit persönlich verhandelt habe, doch verschwand sie demnächst ebenso geheimnisvoll und plötzlich, als sie erschienen war. Ob man es mit der Kaiserin von Frankreich in Person zu thun hatte: wir können darüber nur Vermutungen hegen. Gewiß ist lediglich das Eine, daß die Bemühungen jener Dame jedenfalls resultatlos geblieben waren. Man konnte im deutschen Hauptquartier nicht mehr darüber im Zweifel sein, daß die Beseitigung der napoleonischen Dynastie wenigstens für längere Zeit ein fait accompli und daß der Übergang zur Republik thatsächlich bereits vollzogen sei, daß der Kaiser ein schwerkranker Mann, und die Kaiserin nach wie vor ein Spielball in den Händen des französischen und römischen Klerus sei. Ebenso war man darüber im Klaren, daß man nur mit einer republikanischen, aus dem allgemeinen Stimmrecht hervorgegangenen Versammlung zu einem vom Lande anerkannten Friedensschlusse gelangen werde, und daß insbesondere Herr Thiers, den man jetzt von allen Seiten als den Träger der Wünsche und Bestrebungen Frankreichs und als den Repräsentanten seiner nächsten Zukunft betrachtete, der entschiedenste Gegner des Bonapartismus sei.

Dabei erschien ein republikanisches, in sich uneiniges, durch Parteihader zerrissenes und voraussichtlich noch auf einige Zeit bündnis-unfähiges Frankreich als die geringere Gefahr für das friedliebende Europa, so daß auch die Annäherungs-Versuche der Legitimisten und Orleanisten einer mehr als kühlen Aufnahme begegneten.

Naturgemäß hatten die Friedensverhandlungen schon damals den eigentümlichen Charakter angenommen, daß man anfing, das Schicksal von Paris von dem des übrigen Frankreich zu trennen, und daß sich ein demnächst bis zum Bruch gesteigerter Gegensatz zwischen der Regierung in Paris (Thiers) und der von Bordeaux (Gambetta) entwickelte. Die andauernden Niederlagen des Gam-